

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 56.

Dienstag, 6. März

1928.

(3. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Nummel.

„Von Wien“, fuhr Herr von Ried fort, „ritt ich wieder nach Hause. Aber schon nach zwei Wochen sah ich, daß es mir im Bernischen zu eng um Hals und Brust geworden. Ich hatte mir den Wind in zu vieler Herren Länder um die Nase blasen lassen. Ich wollte wieder fort, und zwar diesmal weit.“

„Weit?“

„Was man so heißt. Über das große Wasser. Nach Georgia, Virginia oder Carolina, nach Rhode Island oder Connecticut, irgendwohin, aber nur einmal hinüber oder dorthin, wo nicht alle paar Schritte ein Grenzpfahl, eine Mauer oder Barriere steht, wo man aufbauen kann, ohne erst den Schutt von Jahrtausenden wegräumen zu müssen. Dort drüben regt es sich, dort drüben wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, bald etwas Neues und Großes werden, das ein ganz anderes Gesicht haben wird, als hier unsere liebe, altangestammte Welt. Man wird dort einen guten Degen oder einen kräftigen Arm, der die Arbeit nicht scheut, immer brauchen können.“

„Kühn, wie Ihr seid und rasch von Entschluß segelst Ihr da schnell hinüber?“

„Laßt dies spöttische Lachen. Es steht Euch schlecht zu Gesicht. Ich sagte Euch schon, ich wollte.“

„Und wollt nun statt dessen im sicheren Hafen von Feurbrul's Unter werfen?“

„Ist schon geschehen. Der Unter sitzt bereits fest im Grunde. Laßt mich kurz sein. Ich stellte meine Reise zurück, weil ich im Bernischen wieder von Euch hörte, vernahm, daß allerhand Meinungsverschiedenheiten zwischen Euch und Eurem Mann aufgetaucht seien. Er will nach Paris zurück, Ihr wollt anders und hier bleiben.“

„Da seid Ihr also gekommen, mir zu helfen.“

„Richtig. Oder vielmehr, ich wollte schauen, ob meine Hilfe vielleicht nötig wäre.“

„Da müßt Ihr denn mit meinem Manne sprechen. Aber der ist, wie Ihr wißt, verreist. Laßt uns für heute abbrechen, und kommt ein andermal wieder.“ Sie erhob sich.

„Bleibt sitzen. Nicht? Dann steht, wie es Euch beliebt. Ich bin noch nicht zu Ende. Ihr hättet, um dies zu wiederholen, mich nie mehr im Leben gesehen, wenn ich nicht in Bern erfahren hätte, wie alles hier stehe.“ Er schob einen Stuhl heftig beiseite und trat näher an sie heran. Sie wich zurück und setzte sich wieder, während Ried seinen Gang durchs Zimmer unruhig von neuem aufnahm. Er suchte nach Worten und stand still, als er sie gefunden. „Es ist vielleicht nicht klug von mir, Marie Rose, wenn ich Euch dies in der ersten Stunde schon sage. Aber ich will, weil Ihr es seid, mit aufgeschlagenem Bistier kämpfen. Hört denn, ich bin gekommen, Euch aus Feurbrul's wegzuholen.“

Frau von Héricourt lachte krampfhaft auf. „Nichts weiter? Ihr seid nicht unbescheiden. Und wohin möchtet Ihr mich wegholen?“

„Wohin der Wind uns blasen wird.“

„Verzeiht, wenn ich auf solchen Reizeplan nicht eingehen kann. Auch dünkt es mich, als ob Ihr von Frankreichs und Englands Töchtern, von den lustigen

Wienerinnen nicht gerade übermäßig viel in der Kunst, Euch gefällig zu machen, gelernt hättet. Ihr poltert wie einer vom Lande daher, fällt lärmend mit der Türe ins Haus.“

„Ich schwänzte nicht lange und zierlich herum. Ich werbe, wie ich im Felde mit dem Degen geworben. Kein langes Besinnen. Die Sporen eingeseht. Im Sturme geht es daher.“

„Was tut mir der Sturm im festgefügtten Hause? Ich kann seiner lachen.“

„Festgefügt, Marie Rose? Der Wurm nagt schon im Gebälk.“

„Und schließlich vergeht nur niemals, daß ich eines anderen Mannes Frau schon bin.“

„Ich vergessen? Nacht und Tag denkt' ich daran.“

„So wollt Ihr dem von nun an Rechnung tragen?“

„Habe ich immer getan. Wie der Wolf in die Lämmer will ich in Eure Ehe brechen. Wie der Blix in den Giebel fahr' ich hinein und schlag das Haus in Trümmer.“

Frau von Héricourt sprang auf und wies blinkenden Auges nach der Türe. „Genug. Wollt mir nun wirklich die Freundschaft erweisen und geht.“

„Ich und gehen?“ Er brach in ein lautes Lachen aus. „Ihr seht die Dinge noch nicht, wie sie sind. Glaubt Ihr, daß ich darum hierher gekommen bin, um auf Euren ersten unfreiwilligen Wink davon zu laufen und das Feld zu räumen? Die Schlacht ist schon im Gange und Ihr, Ihr werdet sie verlieren.“ Er nahm einen Stuhl und setzte sich breit darauf. „Hier sitz' ich, hier bleib' ich, hier wart' ich auf den Herrn von Feurbrul's, Euch von ihm zu verlangen. Weigert er sich, soll es an ein Degenstoßen gehen. Er hat Euch mir gestohlen, geraubtes Gut verlang ich von ihm zurück. Sonst nichts.“

„Ihr tut ja, als ob ich dabei gar nicht zu befragen wäre.“ Sie ging langsam auf die andere Seite des Saales, trat an den Kamin und legte die Arme auf das glatte Marmorsims. „Ich bin kein Gut und keine Ware, die willenlos von Hand zu Hand wandert und sich beliebig vertauschen läßt. Ich hab' Euch einmal im Leben einige Tage gesehen. Ein Kind fast noch, und Ihr wart nicht viel mehr. Dann aber habe ich acht Jahre fast nichts mehr von Euch gehört. Und auf die paar Tage wollt Ihr nun nach acht Jahren pochen? Ist das nicht Wahnsinn und Raserei? Ihr scheint wahrhaftig krank zu sein und im Fieber zu sprechen. Selbst wenn all das Wunderliche, was Ihr da wollt und Euch querüber in den Kopf gesetzt habt, überhaupt möglich wäre, was es nicht ist, Ihr wißt ja doch selbst, daß ich niemals das wollen könnte, was Ihr alles da vorschlagt.“

„Ich denke, Ihr werdet noch wollen. Das ist mein ganzer Glaube.“

„Zu dem Ihr mich kaum je befehlen dürftet.“

„Wirklich nicht? Alles so ganz vergessen? Laßt Euch ein Märchen erzählen, Marie Rose.“ Er setzte sich rittlings auf seinen Stuhl und wandte sich ihr, die ihm beharrlich weiter den Rücken kehrte, zu. „Ein Landhüh im Grünen, alt und braun das Haus und grau der

Turm daneben, er ist mild und morsch. In den Zimmern steht es nach Holz, Eisen und Zinn aus, ganz wie zu den Zeiten der Väter, alles ist recht und schlecht. Das ist lange nicht so prächtig wie hier in Feurbrül, wo es viel tausendmal schöner ist. Um das Haus ein Garten. Der ist eine Wildnis. Gras, Strauch und Baum wachsen dort, wie Gott sie geschaffen. Und so ist der Garten wiederum kein solches Brunnstüd wie der von Feurbrül, der viel tausendmal schöner ist."

Marie Rose schlug die Hände vor ihr Gesicht, daß es dunkel vor ihren Augen wurde. Im hellen Sonnenschein sah sie ihr Vaterhaus auf dem sanften Hügel liegen, um den der kleine Fluß sich schlängelte. Sie hörte das Rauschen der Ulmen und Buchen, sah den alten, knorrigen Nußbaum sein dichtes Gezweige breiten und einen Ast bis ans Fenster ihres Zimmers strecken, sah Goldregen, Flieder und Jasmin, sah Busch und Strauch eng sich um traus verschlungene Wege drängen.

Nied sprach längst weiter. „In Haus und Garten lebten zwei alte Leute, Mann und Frau, mit einem jungen Mädchen. Das hatte helle, blaue Augen und hatte blondes Haar, wenn man es nicht, wie das manchmal sein mochte, grau verpuderte. Das junge Mädchen hatte seine Freude an dem braunen Haus und dem grünen Garten, an den Hunden, den Pferden im Stalle. Wenn es irgendwie konnte, ließ es satteln und ritt allein in die Weite. Warum sollte es auch nicht? Ringsum wohnten nur brave, ehrliche Leute, und der alte, gute Schimmel, der es trug, war ihm ein wohlgewogener Freund."

Als das Mädchen just sechzehn Jahre zählte, kam Besuch in das Haus. Ein Freund seines Vaters. Der wollte seinen Sohn nach Basel bringen, daß er von dort auf dem Strome nordwärts reise. Denn dem Sohne hatte es der Klang eines großen Namens angetan. Er wollte sich im Glanze dieses Namens sonnen und selber etwas Großes vollbringen. Da er aber ein Nachgeborener war und nicht vielen Reichtum zu erwarten hatte, warf man ihm, obwohl er gerade erst 19 Jahre zählte, nicht allzu viel Prügel in den Weg. Als er selbst die ersten aus dem Wege geräumt, ließ man ihn gewähren und ziehen.

Acht Tage weilten Vater und Sohn in dem braunen Haus. Aber schon in der ersten Minute hatten es dem Jungen die blauen Augen, die blonden Haare des Mädchens angetan. Schon in der ersten Stunde war er mit ihr in der grünen Gartenwildnis verschwunden. Und in der dritten küßte er sie."

Das war unter dem Flieder, dachte Frau von Héricourt. Sie wußte es noch so genau, als ob es gestern gewesen. „Und niemand hatte zugeesehen als die Bienen und Hummeln, als die Vögel in den Büschen. Aber auch sie hatten's vielleicht gar nicht gesehen, weil sie zu viel mit sich selbst zu tun gehabt. Und so küßten sie sich weiter die acht Tage lang. Am achten Tage aber, als die Sonne niederging, versprachen sie sich Treue fürs Leben, versprachen sich, aufeinander zu warten, so lang auch die Zeit des Harrens werden würde." — Nun hörte Frau von Héricourt Nields Stimme, die nicht mehr zu ihr gedrungen, wieder an ihr Ohr schlagen. „Komme mir heil und gesund zurück", sagte das Mädchen dem Jungen als letztes Wort. — Und nun, Marie Rose, ist mein Märchen, kurz wie die acht Tage gewesen, auch schon zu Ende."

Frau von Héricourt lehnte weiter unbeweglich an dem Kamine. Nied erhob sich leise, als ob er ihre Jugendträume, in die sie versunken war, nicht stören wolle, und trat nahe an sie heran.

Wie groß war sie geworden, die schmale, zarte Marie Rose von damals. Ihre Schultern hatten fast dieselbe Höhe wie die seinen. Scharf gleich dem Stengel eines köstlichen Kelchglases war der frei ansehende Hals, edel die Linie des Nackens.

„Das andere, Marie Rose, was jetzt noch folgt, ist alles kein Märchen mehr. Das andere ward von der harten Hand des Lebens uns zugegeschrieben, dir und mir. Wenn du mir vorwirfst, daß ich so selten Nachricht gegeben, so ist's nur deshalb nicht geschehen, weil ich dich nicht an einen Kranken oder Krüppel, deine Erinnerungen nicht vielleicht an einen Toten setzen wollte. Ich

bin den falschen Weg gegangen, wie der Ausgang zeigt. Wär's anders gekommen, wäre ich in der Bataille geblieben, wär's wieder der richtige Weg gewesen. Wer kann sagen, wie er seinen Fuß setzen soll? Wir irren, irren, so lange wir leben."

Nur in einem irre ich nicht. Wenn ich es heute morgen vielleicht noch nicht bestimmt gewußt, seit ich dich wiedergesehen, weiß ich es so gewiß als ich hier spreche, daß mein Platz im Leben so dicht bei dem deinen ist, wie ich heute hier neben dir stehe." Er legte seine Hände um ihre. „Hast du's wirklich so ganz vergessen", flüsterte er ihr ins Ohr, „was unter dem Flieder gewesen und am nächsten Tag unter den Buchen im Walde, dem dritten in den Weiden am Flusse?"

Sie gab keine Antwort. Er trat näher heran, daß Leib den Leib streifte, beugte sich vor und küßte ihr Hals und Nacken. Sie ließ es ruhig geschehen. „Bist du wirklich zu Stein geworden, Marie Rose?" Beharrlich schwieg sie weiter und regte sich nicht. Er nahm ihr die Hände behutsam vom Gesicht, küßte die Wange und suchte den Mund. Sie wandte sich ab und wehrte ihm. Aber plötzlich wurde ihr starrer Körper weich und zuckte in sich zusammen, ihr Hals beugte sich vor wie eine vom Wind gebeugte Ähre, Lippe fand sich zu Lippe, Leib drängte sich näher zum Leib. Ein Lächeln von Glück und Weltvergessenheit legte sich über ihre Züge. „Du", raunte sie ihm zu. „Du Lieber und Güter." Dann schwieg sie, legte den Kopf auf seine Schulter und ließ sich lieblosen. — — — Plötzlich kam es wie ein jähes Erwachen aus Traum und Taumel über sie. „Nein, nein", stöhnte sie und riß sich unvermittelt von ihm los. „Ihr habt mich betört. Aber das darfst, das kann ja nicht sein. Wie konnte ich nur?"

„Was ist dir, Marie Rose?" Er wollte ihr wieder nähertreten.

Sie wich vor ihm zurück, wie vor einem Feinde. „Bleibt, wo Ihr seid!" Er folgte ihr. „Marie Rose."

„Ihr wollt nicht? Gut, dann laßt ich um Hilfe." Sie war auf den Tisch zugeeilt und schwang die Glocke.

Der Ton war noch nicht verklungen, als schon der blaue Leibjäger in die Tür trat. „Die gnädige Frau Gräfin befehlen?" Wie eine Statue stand er da, ganz steinern. Nur die grünen Augen leuchteten durch die Dämmerung und zeigten eine gewisse Unruhe. Die Falten um die Mundwinkel schienen Nied einen suffisanten, höhnischen Zug zu haben.

Nied hätte den geschniegelten Kerl am liebsten an der Gurgel gepackt und hinausgeworfen. Unwillkürlich machte er einige Schritte auf ihn zu, um kurz vor ihm sich wieder zusammenzureißen, umzukehren und im Zimmer auf und ab zu gehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Verrechnet.

Humoreske von E. Trost-Bad Reichenhall

„Na wart', du Rabenbratt, ich krieg' dich schon noch!" brummte der ehrsame Bauernsohn Johann Georg Rissenbichler, genannt Bachlechner-Sansatral, ärgerlich vor sich hin, nachdem er wieder einmal gänzlich vergeblich versucht hatte, seine Auserwählte durch alle möglichen Anstrengungen zu einem kleinen Abendplausch vor die Haustür zu locken. „S'ist ein Kreuz mit den Weibern — die man gerne möchte, die wollen einen nicht — und die man haben könnte, von denen mag man meist nichts wissen," sinnierte der Bursche, während er durch die Finsternis seinem väterlichen Hofe entgegenstolperte. Er küßte so manches Madel, bei dem er sich kaum die Mühe zu machen brauchte, anzuklopfen, na ja — dafür war auch an keiner etwas Besonderes — aber die Dies war bildsauber und bekam später das hübsche kleine Gütti; da er als dritter Sohn darauf sehen mußte, einmal irgendwo einzuhelraten, nach ihm das fast ebenso in die Augen wie die Piesl selbst. Nun, er würde sie doch noch erobern — und ging es nicht auf geradem Weg, so mußte eben irgend eine List helfen!

Unter solchen Gedanken schlich der Sansatral auf Strümpfen möglichst lautlos in seine Kammer und troch unter das hochaufgetürmte blaugewürfelte Federbett.

Einige Tage später befand er sich gerade beim Krämer und wählte mit Bedacht einen neuen Pfeifenkopf aus, als die Tür auf einmal und die alte Waldbauerin, die Mutter der Piesl, in den Laden trat. Sie ersand eine lange Hartwurst,

Schuhriemen und ein rotgeblümtes Taschentuch und ersähtle dabei, ihre Bas' in Ampfing habe einen Buben bekommen und sie selbst zur Taufgodd (Patin) ausersehen. Morgen, am Sonntag, führe sie hinaus und würde wohl drei Tage wegbleiben.

Der Hansgirgal horchte mit gespitzen Ohren — und plözlich kam ihm ein nach seiner Meinung so glänzender Einfall, daß er um ein Haar mitten im Laden einen lauten Zuchschrei ausgestoßen hätte.

Am Sonntagmittag ließ er, um nur ja rasch fortzukommen, sogar sein Leibgericht, die Leberknödel, fast zur Hälfte stehen, setzte sich auf sein Rad und kaufte davon. Bei der Waldhauser Anhöhe etwas außerhalb des Dorfes mähigte er seine Fahrt und spähte aufmerksam nach dem Hofe hinüber. Im Hausgärtel leuchtete etwas Bunt — richtig — da stand die Liesl und zupfte wette Blätter von den Rosenstöden. In ihrem Sonntagsstaat, dem schwarzen Nieder mit dem blizenden Geschnür und der lichten Seidenschürze, gefiel sie ihm so gut, daß, während er sich breit an den Zaun lehnte, ein schier abgrundtiefer Seufzer seiner Brust entfloß. Die Liesl aber schenkte solcher Gefühlsäußerung nicht die geringste Beachtung und fragte nur sehr gelassen nach des Hansgirgal Ansicht über die Fortdauer der guten Bitterung. Also unterhielt er sie eine Weile über das Wetter, bewunderte ihre schönen Blumen, lenkte dann vorsichtig das Gespräch auf die Abreise der alten Waldhauserin und fragte schließlich, ob Liesl sich nicht fürchte, so allein im Hause zu bleiben.

Warum sie sich wohl fürchten solle, entgegnete das Mädchen.

„Ja mei — s' Haus steht do ziemli alloa, und s' gibt arad anua schlechte Leute auf der Welt!“ — Sie lachte hell auf: „Bist narrisch? In unsern Dori is no nia nix vor-temma!“

„Sell scho — aba ma hört do gar a so viel vo Eibrecha und Räuba! Erst neu! — — —“ und nun folgte, mit liebevoller Ausmalung aller Einzelheiten, die Erzählung einer gruseligsten Mordgeschichte, die angeblich jüngst in der Zeitung gestanden hatte. „No ja — aber so was gib's do bei uns net — und dann bin i ja net ganz alloa — is do da Toni aa no da!“ meinte die Liesl. „D mei — der alte Knecht! Bis der abends vom Wirtshaus kimm, derweil kannst scho zehnmal derschlagen und aus'raubt sein!“ erwiderte der Hansgirgal gemüthlich und erklärte sich im übrigen mit dem größten Veranügen bereit, bei der Liesl bleiben und sie gegen etwaige Gefahren beschützen zu wollen. Doch da warf sie ihm einige Blätter an den Kopf und eilte fort — aber er hörte sehr wohl, daß ihr Lachen nicht mehr ganz so sorglos klang wie zuvor. Das hatte er bezweckt — wenn sie nun tüchtig Angst bekam und er dieser Angst noch etwas nachhakt, würde sie sich seinen Schutz wohl bald gern gefallen lassen. Im Vorgefühl seines Sieges schwelgend radelte er sehr befriedigt nach dem Nachbardori und war dort im Wirtshaus den ganzen Abend über so aufgeräumt, daß er sogar dem Zäger Ludwig, seinem Nebenbuhler bei der Liesl, dem er sonst durchaus nicht grün war, Scherzworte zurief. Immerhin hatte er nichts dagegen, als dieser sich schon sehr frühzeitig entfernte — und nun machte er sich an den Waldhauser Knecht heran und lud ihn mit noch einigen anderen zum Kartenspiel ein.

„I muß hoam —“, wehrte der sich erst — doch der Hansgirgal beruhigte ihn: „Geh, sei net sad — i zahl dir a Maß!“

Dem konnte der Knecht nicht widerstehen und aus der einen Maß wurden bald mehrere — bis er schließlich über Krug und Karten die ganze übrige Welt vergessen hatte. Da brühte sich der Hansgirgal ganz sacht und raste mit Elzugasgeschwindigkeit in die Dunkelheit hinaus.

Eine halbe Stunde später trieb beim Waldhauser irgend etwas Unheimliches sein Wesen. Es strich rings ums Haus, versuchte Türen zu öffnen und rüttelte geräuschvoll am Hühnerschlupf. Schließlich schlug es gar mit gewaltigem Krach ein Fenster in Scherben und in der nächsten Sekunde fiel ein Schuß und des Hansgirgal Stimme schrie: „Ja, was war denn dös? Wart' i kimm dir,“ worauf unter den Obstbäumen ein wildes Rennen anhub. Da öffnete sich urplötzlich im ersten Stockwerk ein Laden und — „Kreuzdonnerwetter — still!“ standen oder i schick!“ brüllte jemand durch den nächtlichen Garten.

Das war unzweifelhaft ein männlicher Bass — und der fuhr dem Hansgirgal, der unten herumtobte, derartig in die Glieder, daß er wie angenagelt stehen blieb.

„Trau dir und rühr dich!“ drohte der andere, turnte mit erschauernlicher Behendigkeit an der Altane herunter und sprang auf den Hansgirgal los. Gleichzeitig erschien in der Haustür die Liesl: „Ja, Hansgirgal, was tust denn du da?“ riefen beide wie aus einem Munde. Der blühte verwirrt von einem zum andern: „I — i bin arad vorbeif'afahrn — und hab da beim Haus an Eibrecha g'sehn — und da bin i schnell her — —“

„Was — ja wo is er denn hin?“

„I — i — moan da drüben übern Saun —“ stotterte der Hansgirgal sehr verlegen — doch als der andere Bursche — es war der Zäger Ludwig — Miene machte, die Verfolgung aufzunehmen, rief er schnell: „Vah 'n nur laufen — i bin eahm ordentlich nach der traut si so bald nimmer her!“ „Dös is wirkli net von dir, dah' d' mir hast beisteh'n wollen, Hansgirgal,“ nahm da die Liesl das Wort, „und i dank dir aa recht schön — aber s' hätt's gar net braucht — woast, du hast mir mit deine Räubersg'schichten am Nachmittag so an Angst ein'lagt — und da is der Ludwig grad daherkommen — und,“ sie wurde etwas rot, „da hab i 'n weil wir do eh scho mitanand' versprochen san, bitt, dah' er die Nacht über im Haus bleib!“

Damit verschwanden beide wieder hinter der Haustüre — und der Hansgirgal starrte ihnen völlig entseht nach, bis er endlich alle seine Gefühle in die Worte zusammenfaßte: „Siz Birnbaum und Hollerstaub'n! Und dafür hab i jetzt dem Toni aa no sechs Maß Bier zahl!“

Der Nachzügler.

Von Walter v. Kummel.

Karpfen. Ungezählte. Nach Alter und Größe vereint. Wie von einem sorglichen Fischzüchter ausgeschieden und ausgesucht, stehen sie den glatten Schiffsgassen entlang frei im freien Flusse. Nie sonst war einer von ihnen hier zu sehen. Der überraschende und wichtige Stos eines plötzlichen Hochwassers hat sie entwurzelt, sie aus ihrer Heimat, ihren bisherigen Weidgründen herausgeworfen und hierher verschlagen. Nun haben sie sich nach der ersten wilden, kopflosen Verwirrung, in der es um Leben und Sterben gina, bereits säuberlich wieder in einzelne Trupps gesammelt und zusammengetan, die ihrer gesamten Ausdehnung nach die Länge von vielen hundert Metern ergeben. Langsam und bedächtig wandern sie flussaufwärts, die Millionen Karpfen. Sie haben sofort erkannt, daß hier, wo der Fluß einen allzu scharfen Zug, ein zu starkes Gefälle hat, ihres Bleibens nicht sein kann. Aufwärts denn, wo das Wasser eine geraume Strecke über einen langsamen und ruhigen Lauf hat, aufwärts und der alten, verlorenen Heimat zu. All das ohne jede Hast und Eile, aber mit einer steten, ihr Ziel sicher erreichenden Beharrlichkeit.

Am Ende eines großen vorbeiziehenden Trupps tappt ein Fischlein einher, das nur sehr mühsam folgen kann. Kein Wunder. Fehlt doch dem armen Kerl Schwanzflosse und der ganze Schweif. Abgebissen, weggerissen von einem raubenden Dachte, dessen scharfen Zähnen der Überfallene sich im letzten möglichen Augenblicke durch eine gewandte Drohung, eine geschickte Bewegung entwunden hat. Freilich es ist nur mehr ein armseliger und bedauernswerter Fischrumpf geblieben. Vor allem aber entbehrt mein kleiner Karpfen der gewohnten sicheren Steuerung, schwankt da- und schwankt dorthin, fällt manchmal auf die Seite, daß er kläglich spiegelt, gerät völlig aus dem Kurse. Aber mit verdoppelter Anstrengung seiner anderen Flossen kommt er dem Schwarme seiner gesunden Gefährten immer wieder nach. Doch man sieht es ihm und allen seinen Bewegungen deutlich an, daß er bereits ganz außer Atem kam, daß er sich sehr müde und trant fühlen muß.

Der arme Verstümmelte könnte es sich viel leichter machen, würde wohl viel besser daran tun, wenn er fürs erste einmal auspräuge und zurückbliebe, einen ruhigeren Tümpel oder eine Gegenströmung an irgend einer Biegung des Flusses aufsuchte, in einem der in den Fluß mündenden stillen Gräben einlief, sich dort unter Blättern und Wasserpflanzen versteckte, bis seine böse Wunde etwas geheilt und vernarbt, bis er selbst wieder etwas frischer und kräftiger geworden wäre. So aber tappt er tapfer mit den Gefunden dahin, eine leichte Beute für den nächstbesten mordlüsternen Raubfisch, der aus seiner Binsburg in den Karpfenhaufen einbrechen wird; als der langsamste von allen ist er zuerst dem Räuber verfallen. Das weiß ja auch der Karpfen im Wasser trotz seiner Jugend viel besser als ich, der stille Beobachter am Ufer. Und dennoch hält er wacker und unverdrossen bei seinen Brüdern, den Freunden und Gefährten aus, fühlt sich eins mit ihnen, bleibt seinem wandernden Stamme getreu, getreu der verlorenen und wiedergesuchten Heimat, ein Unentwegter bis zu seinem baldigen Ende, das, wenn nicht schon in Stunden, so doch in wenigen Tagen unfehlbar sich einstellen muß.

Plötzlich stehen da Menschen neben mir, Freunde, die längst dahingegangen sind. Auch sie marschierten, wissend, daß sie dem sicheren Untergange verfallen, tapfer bis zu ihrer letzten Stunde im großen Dierzug des Lebens mit. Ihnen allen drüde ich über Zeit und Dasein hinweg die Hand, halte, ihrer gedenkend, am rinnenden Flusse, umflüstert vom Schiffe, das trauernd seine schwarzen Helmbüsche neigt, eine stille, erste Totenfeier.

Die Welt der Frau

Der rationalisierte Haushalt.

Von Dr. Martha Bode.

Die Zentrale der Hausfrauenvereine Groß-Berlin hat ein sehr beachtenswertes Büchlein über „Rationelle Hauswirtschaft“ herausgegeben. In dieser Darstellung von Martha Bode wird eindringlich auf den neuen Geist der Sachlichkeit hingewiesen und es heißt darin u. a.:

„Ordnung, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit sind die Grundbedingungen der rationellen Haushaltsführung, die zugleich eine Schädigung der Hausfrau und der Hausangestellten verhindern, indem sie ihre Körper- und Nervenkraft in ungeahntem Umfange schonen und für andere Aufgaben frei machen.

Sodann müssen die Arbeitseinrichtungen so sein, daß sie ein gutes und leichtes Arbeiten ermöglichen. Der rationelle Haushalt verlangt, daß sowohl die Lage der Wohnräume zueinander als auch die Stellung der einzelnen Möbel darin denkbar größte Arbeitserleichterung gewähren und die Zahl der Arbeitswege möglichst beschränken, um Kraft und Zeit zu sparen. Jede Hausfrau weiß ja aus ihrer eigenen Erfahrung, wie weh oft abends die Füße vom vielen Laufen tun, wie oft klagt sie darüber, daß sie zwar weiß, was sie getan hat, daß aber kein anderer Mensch davon etwas sieht oder spürt. Gerade von dieser unnützen, also überflüssigen Arbeit will die Rationalisierung der Hauswirtschaft die Hausfrau befreien. Hier sei nur daran erinnert, wieviel unnütze Wege z. B. in vielen Haushaltungen dadurch verursacht werden, daß die Küche entweder weit vom Esszimmer oder von der Flurtür entfernt liegt, womöglich durch einen langen Korridor getrennt usw. Die Lage der Wohnräume ist allerdings Angelegenheit der Architekten, die zweckmäßige Aufstellung der Möbel ist aber eine Aufgabe der Frau. Besondere Beachtung erfordert auch die Anordnung der einzelnen Geräte und Geschirre in den Schränken, die so gestaltet sein muß, daß sie leichtes ungehindertes Herdvorholen jedes Gegenstandes und rasche Überfahrt erlaubt. Außerdem müssen sie möglichst griffbereit in der Nähe des Ortes untergebracht sein, wo sie gebraucht werden, um unnützes Laufen, Bücken oder Ausreden zu vermeiden. Hier sind vor allem die Geräte und Geschirre für die Küche zu nennen, z. B. Töpfe, von denen die rationelle Haushaltsführung verlangt, daß sie nicht, wie jetzt allgemein üblich, tief unten im Küchenschrank oder hoch oben auf einem Küchenbort, weit entfernt vom Arbeitsplatz, dem Herd oder dem Tisch, stehen, sondern in handlicher Höhe in einem eigens eingerichteten schmalen Topf- und Geräteschrank in unmittelbarer Nähe des Arbeitsplatzes. Genau wie in jedem Werkbetriebe, wo das Heranholen und Wegbringen der Geräte und Materialien einen wesentlichen Teil der Herstellungskosten ausmachen, verursacht dies auch im Haushalt einen beachtlichen Aufwand an Zeit und Kraft. Nicht nur die Geräte also, sondern auch die meistgebrauchten Nahrungsmittel, wie Mehl, Salz usw. müssen schnell zur Hand sein, damit nicht jede Handvoll Mehl, jede Fingerspitze Salz einen Weg in die Speisekammer verursacht.

Ferner ist bei der alltäglichen Küchenarbeit streng darauf zu achten, daß schon während des Arbeitens in so kurzen Abständen wie nur möglich aufgeräumt, schmutziges Geschirr oder gebrauchtes Gerät beiseite gestellt, Abfall in den Kehrichteimer geworfen wird, um Ordnung und Übersicht in der Küche zu wahren und die Arbeit zu erleichtern. Von Einfluß ist auch die zweckmäßige Arbeitskleidung.

Was die Einrichtung der Wohnung betrifft, so muß bei den Möbeln darauf Rücksicht genommen werden, daß sie möglichst einfache Formen haben, die raumsparend, leicht zu reinigen und möglichst hygienisch und nicht gesundheitsgefährdend gebaut sind. Die Stühle z. B. müssen so sein, daß sie ein bequemes Sitzen ermöglichen und nicht zu zusammengefallener Haltung nötigen und Rückenschmerzen usw. verursachen. Die Tische, insbesondere in der Küche, müssen die richtige Arbeitshöhe haben usw.

Insbesondere hängt aber die rationelle Art des Wirtschaftens von den verwandten Geräten ab. Wie unendlich viel hier gesündigt ist und noch wird, weiß jede Hausfrau aus eigener Erfahrung, wenn sie nur ein bißchen hierüber nachdenkt. Wie oft quält sie sich mit ungeeigneten Töpfen, Kellen, Töpfen usw. herum, die unhandlich und schwer zu reinigen sind. Ein sehr gutes Beispiel davon geben die westfälischen Lehrbildateln, die falsche und richtige Geräte

gegenüberstellen und dabei den Wert der richtigen überzeugend vor Augen führen. Rationelle Haushaltsführung verlangt von der Frau, daß sie sich die zeit- und raumsparenden Neueinrichtungen für den Haushalt zunutze macht. Welche Hausfrau erinnert sich beispielsweise nicht an die Mühe, die sie beim Ruchentrühren mit dem Festhalten der Schlüssel hat, was fast stets die Hilfeleistung einer zweiten Person verlangt. Durch einen ganz einfachen Schlüsselhalter, der für wenige Pfennige käuflich ist, erspart sie das Hinzuziehen einer zweiten Kraft und erleichtert sich die Arbeit ungemein. Durch geeignete Kohlenträger sind die zum Ofenheizen erforderlichen Brennstoffe mühelos heranzuschaffen. Die neuzeitlichen Müll-eimer, die mit dem Fuß zu bedienen sind, ersparen gleichfalls unnützes Bücken und machen das infolge fortwährenden Besäumens erforderliche zu häufige Waschen der Hände, das oft Ausspringen und Entzünden der Haut wegen ungenügenden Abtrocknens zur Folge hat, unnötig. Neuzeitliche Kehrichteimer vermeiden desgleichen das Bücken. Bei allen diesen neuen Geräten ist größte Rücksicht auf niedrige Preise genommen, damit sie auch für die Minderbemittelten erschwinglich sind. Die Hausfrau muß sich nur dessen bewußt werden, daß alle diese neuen Geräte vorhanden, und zwar zu ihrer Arbeitserleichterung vorhanden sind.

Die Rationalisierung der Hauswirtschaft bedeutet nicht die Entseelung des Haushaltes, sondern die Umwandlung brüderlicher und aufreibender Arbeit in eine reibungslos funktionierende Haushaltsmaschine, die bisher von unproduktiver Arbeit in Anspruch genommene Kräfte in weitestgehendem Maße befreit für die Erfüllung anderer, größerer und schönerer Aufgaben.

Die galanteste Sprache der Welt.

Der Fächer, diese besondere Waffe der Frau, ist zwar im gewöhnlichen Leben, in dem er früher seine bedeutungsvolle Rolle spielte, längst aufgegeben, findet sich aber bei Festen und Bällen jetzt wieder häufiger in schönen Damen Händen, und da erinnert man sich wieder der vielgeliebten Sprache der Fächer, die man „die galanteste Sprache der Welt“ genannt hat. Freilich jene Vollendung, die die Frauen des Rokoko in dieser Ausdrucksweise erreichten, ist heute verschwunden. Gab es doch damals besondere „Fächerakademien“, auf denen das schönere Geschlecht, ja auch der elegante Herr, der sich dieses Instruments ebenfalls bediente, alle Feinheiten dieses Spiels erlernte. Jede Gefühlsregung konnte mit dem Fächer ausgedrückt werden, und wir besitzen noch Anweisungen, die in die „Grammatik“ dieses Idioms einführen. Das weitgehendste Zugeständnis, das die Dame auf diese Weise ausdrückte, war ein Kuß, der mit dem Fächer par distance zugeworfen wurde; er gestand die Liebe der Trägerin und forderte zum Stelldichlein auf. Weniger weit ging eine Gebärde, bei der mit geschlossenen Fächer nach dem Herzen gedeutet wurde; die Schöne gestand damit, daß ihr der Herr nicht gleichgültig sei und daß ein glücklicher Ausblick auf die Zukunft eröffnet werden könne. Wurde der Fächer schnell durch die linke Hand gezogen, so war das eine Klage über Untreue. Wurde der Fächer umgekehrt in der rechten Hand gehalten, so bedeutete das Verzeihung über die ablehnende Haltung des andern. Führt man den Fächer unauffällig an die Nasenspitze, so war das eine Warnung vor Lauschem. Berührte die Dame mit dem Fächer die rechte Wange, so verneinte sie eine Frage, während die Berührung der linken Wange bejahte. Schaute die Dame mit den Augen verheißungsvoll über den Fächer hinweg, so hieß das, daß der Freund am Abend erwartet werde. Aus der Zahl der Faltten, die der Finger am Fächer berührte, konnte die Stunde des Stelldichleins entnommen werden. Durch ein schnelles hörbares Zusammenklappen wurde mitgeteilt, daß ein Stelldichlein unmöglich sei, während langsames und bedächtiges Schließen pünktliches Erscheinen verriet. Wollte sich die Dame eine Bedenkzeit aussbitten, so betrachtete sie den halbgeöffneten Fächer nachdenklich und legte ihn auf den Schoß. So gab es unendlich viele Nuancen dieser reich ausgebildeten Sprache, bei denen der Ausdruck des Gesichtes zu irgend einer Haltung des Fächers in Beziehung gesetzt wurde. Diese Fächersprache des Rokoko ist in Paris zur Zeit der Kaiserin Eugenie noch einmal belebt worden, als eine neue Fächerakademie gegründet wurde. Aber seitdem ist sie ganz verschwunden und in unserer Zeit der freien Aussprache, die nicht mehr die strengen Rücksichten der Etikette vergangener Zeiten kennt, wohl auch überflüssig geworden. B.